

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT MÜNCHEN



Die Explosion. Churchill: „Nun, lieber John Bull, siehst du mit dieser schönen Brille nicht alles rosig?“ — „No, ich sehe schwarz!“

L'esplosione. Churchill: „Ebbene, caro John Bull, con questi begli occhiali non vedi tutto color rosa?..“ — “No, vedo nero!..“



DIE PROMPTEN BRIEFSCHREIBER

VON WALTER FOITZICK

Schrecklich sind die saumseligen Briefschreiber, nicht wahr? Man schreibt an sie — keine Antwort. Man telegraphiert — keine Antwort. Und nach Wochen, Monaten, manchmal nach Jahren kommt dann ein Brief, ein so freundlicher, ein so harmloser, schuldbekennender Brief. Oh, ich kenne diese Burschen, ich kenne sie genau, ich kenne sie wie meine Hosentasche. Hand aufs Herz, ich gehöre auch zu ihnen. Furchtbare Leute!

Aber — jetzt kommt die andere Sorte. Laßt mich mal von ihr reden, vom Standpunkte der Saumseligen aus.

Da hast du dich also endlich entschlossen, einem guten Freunde, der lange auf Antwort hat warten müssen, endlich, endlich zu schreiben. Du nimmst alle Kraft zusammen, läßt einen Brief vom Stapel, einen langen, langen Brief, einen, der vom Herzen kommt und in dem alles drinnen steht, was zu sagen und zu erzählen ist. Wie ein Stein fällt dir der Brief vom schuldbeladenen Herzen. Du gibst ihn zur Post, schickst ihn auf die weite Reise. Du bist glücklich, das erledigt zu haben. Du hast eine gute Tat begangen. Der Ehrenschild deiner Briefschulden ist wieder blank und sauber.

Da — es vergehen kaum dreimal vierundzwanzig Stunden, du traust deinen Augen nicht, die Antwort ist schon wieder da. Dein Gegner hat zurückgeschlagen, hat erfreut, begelert, verzeihend geschrieben und manche neue Frage gestellt. Er hat dich wieder in den Briefschuldurm zurückgeschleudert. Dein herrliches Gefühl, alles erledigt zu haben, ist zum Teufel. Und wieder drückt das Antwortenmüssen auf deine Seele und ent-

windet dir den freiwillig ergriffenen Füllfederhalter aus den Händen.

Oh, ich kenne diese prompten Briefschreiber, sie machen jede unregelte Korrespondenz unmöglich. Kuhwarm beantworten sie jedes Schreiben. Es ist um aus der Schreibmaschine zu fahren. Falls Sie ein prompter Briefschreiber sind, werden Sie das nicht verstehen, versuchen Sie's auch gar nicht. Ihr andern aber, ihr lieben Freunde von der schlampigen Seite, ihr werdet mir die Hand schütteln und sagen, dem muß ich mal meine Anerkennung aussprechen. Ich weiß, ihr werdet es nicht tun, denn dazu müßtet ihr gleich schreiben. Ich verstehe euch auch so.

MYTHOLOGISCHES

Ein Dichter erbat sich von Zeus für die Dauer seines Dramas einige Donnerwolken. Der Gott gewährte sie ihm, aber er unterließ, den Blitz hineinzuwerfen. So entstand das Pathos.

Eine schöne Frau erbat sich für die Dauer eines Gesellschaftsabends von Aphrodite die Hälfte ihres Liebreizes. Die Göttin gewährte ihr den Reiz — ohne die Liebe. So entstand die Koketterie.

Als Zeus sich der Leda in Gestalt eines Schwans genah (genah't sagt man in solchen Fällen nur bei Göttern), entstand ein Ei, aus dem zum Entzücken und zum Jammer der Welt Helena hervorging. Wenn Zeus heutzutage der Danaë sich als goldener Regen genah hätte, so wäre ein — Verrechnungsscheck entstanden. Schlehndorn

LEKTÖRE

Gut tut's, bei den weifen Äiten
Einkehr dann und wann zu halten.
Sohrates und Mark Aurel
liefern immer wieder Öl.

Freilich, bloße Stippollsten
(möcht' ich zu erträgen bitten)
zeit'gen meist nur ein Zitat
und kein Dauerfülltat.

Ohne letztes, müßt ihr wissen,
sind wir aber aufgeschmissen.
Profittieren tut davon
besten Falls Das Fölljeton.

Senkt der Kern der Weisheitstüte
sich nicht tief in das Gebälte,
Wurzel fassend im Verland,
bleibt der Äht irrelevant.

Denn die böse Weltgelsichte
macht in einem Hui zunichte,
was nicht aus dem Innern sprießt
und bloß angelesen ist.

Ratatóehr



„Misch doch noch eine Flasche Selterswasser in die Bowle, Erna, sonst bleiben die Leute wieder bis Mitternacht!“

L'espedito ordinario: "Erno, mesci pure nella bowle un altro fiasco d'acqua di selz, altrimenti la gente rimane di nuovo fino a mezzanotte!,"

AUFRUHR IN QUARENSTEDT

VON BERNHARD BERG

Eines Nachmittags fährt ein großer grauer Reisewagen mit einer Berliner Nummer gemächlich die Quarenstedter Hauptstraße entlang.

Am Steuer sitzt eine junge Dame und raucht eine Zigarette. Bei einer Gelegenheit hält sie an. Jemand kommt ihr entgegen, der zwei störische Ziegen an einem langen Tau hinter sich herzerzt. Es ist Palle Donnerstag. Wie immer, wenn etwas seine Aufmerksamkeit fesselt, hat er den Mund aufgerissen, wobei ihm ein wenig Speichel über die rissige Unterlippe läuft. Seine hellen Fischaugen klappen auf und zu, was einen idiosyncrasischen Eindruck macht.

Als die junge Dame ihn zu sich heranzuft, lößt er das Tau fallen. Die Ziegen stehen plötzlich auf dem Gehsteig, eine von ihnen hebt den Schwanz und verneigt sich das Pflaster, während die andere sich das Hinterteil an einem städtischen Feuermelder schauert. Ein Hund, der es sieht, findet das Spiel nachahmenswert; und in diesem Augenblick empfängt die zivile Ordnung der Stadt Quarenstedt ihren ersten, empfindlichen Schlag.

Aber das ist es nicht allein.

Die junge Dame fragt Palle Donnerstag nach der Wohnung der Martha Schölller, die an den Ausläufern der Stadt irgendwo zwischen einem Geäcker von Waldwegen liegt. Es ist ein schwieriges Unternehmen für Palle Donnerstag, denn Gott hat ihn mit Schwachsinn geschlagen. Er fuchtelt mit seiner verkrümmerten Hand heftig durch die Luft und sagt solange: rechts und dann links und dann rechts und dann links, bis ihm der Speichel die Worte im Munde ersüßt und er nur noch zu rächneln vermag.

Ein Glück, daß Adolf Marunke gerade des Weges daherkommt. Er hat sich mit Frieda Stöhr und deren Schwester im Fasanenhof verabredet. Man munkelt von einer Verlobung, die nun bald vonstatten gehen soll. Zwei Jahre zieht er bereits mit dem bleichsüchtigen Mädchen herum, dieser Selbenschläger, von dem die Leute sagen, die paar Monate Lehrzeit in der Großstadt hätten aus ihm einen liederlichen Maulhelden und Frauenjäger gemacht.

Nun, die Leute hier haben böse Zungen, vor denen man sich hüten muß wie vor einer Krankheit. Da stehen sie hinter ihren Fenstern, lugen durch die Gardinen oder betrachten das Schauspiel, das sich ihnen dort unten auf der Straße bietet, im Spiegel sogenannter Spione, die so hinterhältig angebracht sind, daß man die Lauernden nicht sehen kann. „Guck einer an“, sagen sie, „der Herr Frisörgelhe, Hat den Hut in der Hand und tut schön. Und jetzt buckelt er wie ein verliebter Kater. Und jetzt geht er um den Wagen herum. Und nun steigt er ein. Frau Doktor, was sagen Sie! Ist so gut wie versprochen und lößt sich am hellen Tage von Gott und aller Welt mit seiner Mätresse bewundern. Man sollte die kleine Stöhr vor diesem Kerl warnen; ganz Ihrer Ansicht, Herr Stollerfoth, das Mädel rennt ja mit sehenden Augen in sein Unglück. Nein, es ist schamlos!“

Ja, so reden die Leute. Es gibt ein böses Gerücht, das sich mit Windeseile verbreitet. Herr Stollerfoth trifft zehn Minuten später die Kanzleirätin Möller, die im Fasanenhof ihren wöchentlichen Skatnachmittag hat. Eine halbe Stunde danach sagt Frieda Stöhr zu ihrer Schwester: „Ella, das ertrage ich nicht. Ich gehe ins Wasser!“ Am Abend liegt sie mit Fieber im Bett. Doktor Stagemann beklopft ihr den mageren Rücken, horcht ihr das Herz und die Lunge mit dem Stethoskop ab und schreibt eine schwache Bromlösung. Im übrigen, meint er, säße die Krankheit in anderen Regionen, und die Medizin hiergegen sei in keiner Apotheke zu haben.

„Aber die Schweißausbrüche, Herr Doktor, die Schweißausbrüche!“

„Meine liebe Frau Stöhr, Ihrer Tochter fehlt nichts außer einem Mann, und den kann ich ihr nicht beschreiben, den muß sie sich selber besorgen.“ Hierauf packt der Doktor seine Siebensachen wieder in die kleine Rindledertasche und fährt mißvergnügt zum Stammisch zurück. Der Teufel hole sie, denkt er, diese hysterischen Frauenzimmer mit ihren Erogenkomplexen! Ich werde mir diesen Figaro bei Gelegenheit einmal kaufen.

Inzwischen hält der große graue Reisewagen vor dem Hause der Martha Schölller. Vor der Tür auf einer Bank sitzt die Hebamme Kuntzendörffer. Sie hat eine blaue Schüssel auf dem Schoß, in die sie kleine Rüstestücke schneidet. „Nein, so was“, sagt sie, als der Frisör Marunke mit der jungen Dame vor ihr steht und ein wenig von oben herab nach der Schölller fragt, „das ist ja nun dumme, liebes Kind, die Martha ist seit gestern in Döberan, wo sie einen Bruder wohnt hat.“

Nun, das wäre schade, sagt die junge Dame, „ich hätte sie gern einmal wiedergesehen. Die Martha war vor vielen Jahren als Mädchen bei meinen Eltern. Wir wohnten damals in Lübeck.“

Hierauf stellt die Kuntzendörffer die Schale neben sich auf die Bank, macht einen runden Mund und sagt: „In Lübeck? Dann sind Sie ja wohl die kleine Handlari, die Dorrit, die wo später nach Berlin zum Kingo ging? Ei, du meine Güte, und ich sitze nun hier in meiner dreieckigen Schürze. Warten Sie, warten Sie...“ Und sie will aufstehen und irgend etwas Einladendes sagen. Aber die junge Dame hat wenig Zeit. Sie müsse am Abend wieder in Berlin sein, erklärt sie. Frau Kuntzendörffer möge recht schön grüßen.

Sie schwatzen noch eine Weile, und von Zeit zu Zeit lößt die Kuntzendörffer ihren Blick abgewöhnt auf dem Frisör Marunke ruhen, der plötzlich ganz überwältigt dasteht und nach Luft zu ringen scheint. Beinahe gleicht er in diesem Augenblick dem schwachsinnigen Palle Donnerstag, wie er es zu den Augen aufreißt und den Unterkiefer vor Staunen fallen lößt, so daß ein Stück der Zunge sichtbar wird. Seine Backen sind gerötet, die Stirn ist voller Runzeln; er steht da, rührt sich nicht, und das einzige Lebendige an ihm ist der Kehlkopf, der schluckend auf- und niedersteigt. All seine Geschwätzigkeit von vornhin ist verschwunden;

seine Prahlucht, sein Eifer, den Dingen, die ihnen während der kurzen Fahrt begegneten, verächtliche Namen zu geben. Gleichsam steht er mit einmal im Kreuzfeuer eines Blickes, gegen den er sich nicht wehren kann. Die Handlari denkt er, während ihm der Schweiß über die pochenden Schläfen rinnt, die Filmschauspielerin Dorrit Handlari! Ich habe sie vorige Woche in einem Stück gesehen. Sie hatte fast nichts an. Sie bestand nur aus Beinen und einem Lächeln. Bei einer Gelegenheit saß sie einem jungen Herrn auf dem Schoß. Sie küßte sich.

Es ist gut, daß sich die Handlari von der Kuntzendörffer verabschiedet. So kann der Blick der Alten wenigstens auf den völlig verwirrten Frisörgelheilen verzichten, braucht ihn nicht mehr anzustarren und tausend Anzüglichkeiten zu äußern, die ihm mit ohnmächtiger Zorn erfüllen. Sie gehen das Stücken Gartenweg bis zur Straße, als die alte Schuhnagel gerade vorbeikommt. Sie hat im Nebengarten gegessen und alles mit angehört. Eine ganze Klee voller Neuigkeiten schüttet sie der Nachbarin drei Minuten später in die gute Stube. „Denken Sie bloß Frau Tillikes, kommt da nicht der Frisör Marunke mit so einem Frauenzimmer zur Kuntzendörffer, damit die Ihr das Kind hole?“

„Unmöglich!“ sagt Frau Tillikes und hält die Hände beschwörend über den Leib, denn sie ist gesegnet; es wird das achte sein.

„Unmöglich!“ sagt auch Adolf Marunke, als sie nun langsam durch den Wald zurückfahren. Dieses eine Wort steht als ein surender Mittelpunkt im Kreis einander jagender Gedanken. Sein Herz pocht heftig, und es ist der Stolz, der ihm das Blut in Stößen durch den Körper drückt. Aber dann wieder sind es unzählige Dinge, die durch die dämmernde Landschaft auf ihn zuströmen und gleich kleinen Gewichten an irgend einem hochwallenden Gefühls hängen, die Seele des Frisörgelheilen Adolf Marunke auf eine hoffnungslose Art beschwerend und niederdrückend. Er atmet ein Parfüm in sich hinein, das es in Quarenstedt nicht gibt und das keinem seiner galanten Abenteuer jemals angehaftet hatte. Es ist ein kostbares, ein fremdes Parfüm; es verwirrt ihn und zwingt ihn, mit verächtlichen Gedanken an ein Rudel erlebnishungriger Kleinstadtfrauen zu denken, an all diese schwatzhaften, dummen und plumpen Gänse, denen er die Köpfe blondierte, dauerwellte und mit albernem und wenig kleidsamen Lockchen versah. Ja, sogar die Meta, die er während seiner Lehrzeit kennen gelernt hatte, wird trotz ihrer brünetten Lateralfähigkeit auf einmal zur törichten Pute, angesichts dieser jungen, schlanken und eleganten Dame, die in einem weißen Sportpelz neben ihm sitzt, nach Parfüm duftet und den Wald schweigend bewundert. Ein Hundeleben denkt er und schüttelt den Kopf, denn diesmal ist es Frieda Stöhr, die sein Gehirn quälend beschäftigt. Er wird sie heiraten müssen; ihre dümbeligen, ewig fuchtelnden Arme sind die Schlüsselkammern, die sein Leben umpreß halten; morgen, übermorgen, Jahraus, Jahrein, bis man ihn eines Tages, die Füße vorweg, aus dem Hause tragen wird, wie den Tischlermeister Jahn, den sie gestern begraben haben.

„Dies ist das Gemeindehaus“, sagt er plötzlich und ohne jeden Zusammenhang. Er sagt es in einem gedehnten Ton und erschrickt vor seinen eigenen Worten, die mit der Wucht einer Rakete mitten aus der geballten Ladung seiner Empfindung in das Schweigen geschleudert wurden. Die Handlari hört es und betrachtet ihn mit einem hundersunden Blick. „So, so, das Gemeindehaus, wie hübsch.“ Adolf Marunke überhört das Gelangweilte ihrer

Gruß von Der Loire

Ein träger Fluß
durch Weideland,
aus einem Guß
das Schloß. Im Sand
die Kiefelbank,
der Uferfrauch.
Der Himmel blank
im Sommerhauch.

Am Dünenhang,
wie ich es mag,
als Sonnenfang
den ganzen Tag
bin ich allein.
Ein Buch dazu.
Ach, könnt' es sein:
Daneben du!

Heinrich Sörgel



„Scheren schleifen! Scheren schleifen!“

Nell' Ufficio della Censura inglese. 'Affilar le forbici! Affilar le forbici!'

Stimme und die höfliche Beflissenheit interessiert zu erscheinen. „Ja“, sagt er, „es ist aber auch das einzige in diesem Nest.“ Er hat wieder den verächtlichen Zug um die Mundwinkel, der ihn in den Augen der Leute zu einem Lebemann gestempelt hat. „Aha“, erwidert die Handlerin, „Sie lieben diese kleine Stadt wohl nicht?“

Nein, Adolf Marunke liebt sie nicht, wird sie niemals lieben. Die Worte strömen auf einmal nur so aus ihm heraus. Er vergißt, daß neben ihm eine berühmte Frau sitzt, die er eben noch überwältigt bewunderte. Sein Körper strafft sich, seine Hände beschreiben wegwerfende Gesten. Er ist wieder der Teufelskerl, den der Herrgott für seine Sünden hier in dieses Lausekaff verbannt hat.

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich ursprünglich Medizin studieren wollte“, prahlt er. Und nun geht es los und ist nicht mehr zu halten; alle Schleusen seiner Renommiersucht sind weit geöffnet und aus ihren Rachen fluten die Katarakte der Phantasie. Nein, wirklich und wahrhaftig, der Adolf Marunke ist schon einer, ein Mordsbursche ist er, einer mit dem Sinn für das Höhere, eine Poetennatur; und in Summa ein vom Schicksal geschlagener sechs- und zwanzigjähriger junger Herr, dem es auferlegt ward, als ein verkanntes Genie durch diese Zeit zu laufen und an ihr zugrunde zu gehen, ohne daß ein Hahn danach kräht. Die Beredsamkeit geht mit ihm durch wie ein Pferd, das zu gellos über die Flächen einer Traumwelt dahinrast. Der Schweiß rieselt ihm in dünnen Fäden den Hals entlang; er hat die Stirn gerunzelt und redet ohne Pause, bis die Chaussee erreicht ist und der Wagen neben dem Sommerweg anhält. Dann holt er tief Luft, rekt den Kopf, lächelt und ist ganz gebläht vor Stolz und Wichtigkeit.

Es ist dunkel geworden. Über das weiße Band der Straße kriechen graue Schatten, die langsam aus den Kartoffeläckern hochsteigen und näherkommen. Durch das offene Wagenfenster dringt der Geruch feuchter Erde. Das Gesicht der Handlerin ist nur noch ein weißer Farbfleck, das Schlanke, Helle darunter sind die Hände, die auf dem Voisant ruhen und irgendwo das sanfte Gijitzern eines Ringes zeigen. Als sie zu sprechen beginnt, ist es Adolf Marunke so, als käme ihre Stimme von weitem auf ihn zu, eine helle, ironische Stimme, die ganz anders klingt als auf der tönenden Fläche der Leinwand. „Sie armer, kleiner Mann“, sagt die Handlerin, als spräche sie zu einem Kinde und legt ihre kühle, schlanke Hand auf die Hand Adolf Marunkes, der unter dieser Berührung zusammenzuckt, als habe ihn jemand geschlagen. Seine Traumwelt stürzt mit einemmal in nichts zusammen; sein Mund ist leergesprochen; durch seine Seele schwingt ein einsamer Ton, der wie das Knarren einer zufallenden Tür ist. Verwirrung und Mutlosigkeit halten ihn von neuem umklammert; ja er vernimmt die vier spöttischen Worte, die ihn brutal in die Wirklichkeit zurückstoßen, öffnet den Wagenschlag und steht in vorgebeugter Haltung auf dem Sommerweg, als stünde er in seinem Laden und begrüße die Kundschaft. Der Hut, den er in der Hand hält, hindert ihn daran, die Hände in gewohnter Geste umeinander zu reiben, als wüsche er sie. Sein Lächeln ist einfüllig und eingefroren in die Eissschicht einer erstarrenden Scham. „Sie müssen geradeaus fahren“, sagt er, nur um etwas zu sagen, was ihm das Bewußtsein nimmt, bei seinen Phrahlerien und törichten Lügen ertrappt zu sein wie ein Junge beim Apfelstehlen. Was hat man denn schon groß davon, denkt er;

es bleibt ja doch alles so wie es war, nichts ändert sich daran, und wenn man sich auf den Kopf stelle.

Die Handlerin schaltet die Beleuchtung ein und reicht ihm die Hand durch das Fenster. „Es war sehr freundlich von Ihnen, mir den Weg zu zeigen“, sagt sie. „Ich würde Sie gern nach Hause fahren, aber ich fürchte, daß ich nicht zurückfinde. Haben Sie es weilt?“

Adolf Marunke hat es nicht weit. Da hinten blinken schon die Lichter der ersten Häuser, zehn Minuten wird er laufen müssen. In diesen zehn Minuten darf er noch einmal jenen kurzen Traum durchleben, der ihn von seinem Schicksal trennt. Die Wagenrüttel klappt zu und weht den zarten Duft des fremden Parfüms wie einen letzten Gruß nach draußen. Hinter der Scheibe schimmert ein Gesicht, das noch immer ein wenig spöttisch lächelt. Dann heult der Motor. Und irgendwo zwinkert ein rotes Licht, ironisches Auge: das Schlußlicht.

Nun geht Adolf Marunke der kleinen Stadt Quarrenstedt entgegen. Die Fenster der Häuser blinzeln ihm freundlich zu, und die Schatten, die seinem Schritt sich nähern, versehen sein Herz mit Trost.

Es ist alles nur halb so schlimm, und alles wird gut werden. Auch das mit Frieda Stöhr und den vielen wirren Gerüchten, die einen Tag lang die Bürger der Stadt in Atem hielten. Auch das, denkt Adolf Marunke, während er wie einer, der ein weißes Goit wie großes Abenteuer hinter sich hat, die Treppe hinaufgeht, die zur Wohnung der Witwe Stöhr führt, aus der ihm eine kleine, zärtliche und Irommachende Welle gekochten Weißkohls entgegen schlägt, den er nun einmal für sein Leben gern löst.

Die Hexe - La strega

(fr. Bilek)





„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Frau Högerl. Sie sind schon eine sehr lebenskluge Frau!“
„Auch erst, sei ich nimmer so mager bin, Fräulein Elies!“

Allo stecato: „Vi sono molto grata, Sora Högerl; Voi conoscete molto bene la vitali.,
“Sì, signorina Elies; ma solo da quando non sono più si magra!.,

DAS LÄCHELN DER MARQUISE

VON SCHLEHDORN

„Willst du die Geschichte vom Lächeln der Marquise hören“, fragte Regierungsrat Julius seine Frau Dorette, „so mußt du mit mir in das Schlößchen Mon Mirrol kommen das ein durch Generationen gereifter Geschmack in zierlichstem Rokoko aufgebaut hatte.

Dort schaukelte seit dem 2. Mai 1761 eine kleine

Wiege in Hellblau und Gold, neben der eine Spieluhr alle Stunden das damals bekannte Menuett: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, pläng...“ erklingen ließ. An diese Wiege traten bei der Taufe drei Feen, wie es seit Urzeiten in den besseren Familien üblich war.

Die erste wünschte dem Kind viele Jahre Jugend

(Innlich dachte sie dabei nur an zwanzig Jahre, dann sie war bösartig und hatte zwar Erziehung aber kein Herz). Die zweite wünschte noch mehr Jahre Reichtum (Innlich dachte sie dabei nur an dreißig Jahre, denn sie hatte Rousseau gelesen und war neidisch). Die dritte aber, eine gute und weniger mächtige Fee, schenkte dem kleinen Mädchen ein lebenslanges bezaubertes Lächeln. Die Eltern des Kindes wunderten sich über diese Gabe (denn sie ahnten nicht, daß sich das Verhältnis zwischen bösen und guten Feen mit 2:1 gegenüber dem normalen Mähenzustand geradezu umgekehrt hatte); sie bedankten sich bei allen dreien; die Feen nahmen noch ein Glas Champagner und ein Biscuit und gingen.

„Ein Lächeln — lächerlich!“, höhnten auf dem Heimweg die beiden anderen über die gute Fee. „Reichtum“, meinte die eine, „das ist was reelles.“ — „Lächeln ist Reichtum auch der Ärmsten“, sagte die gute Fee.

„Von Jugend“, meinte die zweite, „hat man doch was.“ — „Lächeln ist Schönheit, die auch die Jugend überdauert.“

„Hätten Sie wenigstens“, fanden beide, „ein solches Lachen geschenkt.“ — „Lächeln“, sagte die gute Fee, „ist das Lachen des Gemüts und der Weisheit. Es ist die Schwester des Lachens, aber die vieldeutigere, feinsinnigere. Lächeln bedeutet Frankreich (und da wir gerade in Frankreich sind) un sourire ist mehr als nur der Untergrund des Lachens. Lächeln ist die Boredamkeit des Schweigens: wo die Worte für ein Gefühl versagen, da spricht die Musik noch, und wo sie als Ausdruck verstumt, da geht das Lächeln einer Frau noch weiter — manchmal bis direkt in den Himmel. Dort löst sich wohl die Luft in ein Lächeln auf.“

„Nun werden Sie nicht noch romantisch, liebe Kollegen“, sagten die beiden spöttisch, und im Abgehen zueinander: „Sie ist doch nur eine Küchenfee...“

Die kleine Marquise wuchs heran. Wenn sie kindlich durch Flutz, Sitze und Stühle lief, dann wurde es vor ihrem Lächeln selbst an Regentagen hell. Dies Lächeln war ansteckend: es lächelten die Leute im Stall und die Leute im Dorf, sogar die Pferde und Hunde, erzählt man. Nur die Kühe können nicht lächeln, die sind zu dumm, und die Schweine lächeln nur, wenn wer was Unpassendes erzählt, aber das kam auf Mon Mirrol hoffentlich nicht vor.

Und wenn sie vor den hohen Spiegeln tanzte, indes die Spieluhr mit zärtlich dünnem Klirpern ihr „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, pläng...“ erklingen ließ, dann sahen alle durch den Türspalt zu, die über ihre Jugend zu wachen hatten (denn du mußt wissen, Dorette, sie war schon als Kind verwaist). Es lächelte die strenge Erzieherin mit ihren zwei langen gelben Zähnen wie ein großes Kaninchen. Und der Diener Charles (oder Karl, er kam nämlich aus dem Elsaß) wie ein kluger Bernhardiner. Und der alte Hauslehrer mit seinem kleinen, struppigen Gesicht wie ein Igel (daß Igel lächeln können, weißt du ja). Auch der Dienerrunge Jacques, der nicht ganz ehrlich war, stand mit devotem, vershängenem Grinsen dabei, er hatte etwas von einem Schakal im Gesicht.

Als die junge Marquise heranwuchs, war ihr Lächeln in der Umgegend berühmt. Dies unbefangene, unbeschwertere, unwiderstehliche Lächeln. Ob sie eigentlich hübsch sei, daran dachte man kaum (sie war es übrigens). Und noch in seinem Altar erzählte der Bettler, der mit seinem abgegriffenen Hut auf der Treppe der Kathedrale von Chartres saß: „Ich war damals noch Anfänger, hatte noch Hemmungen und noch kein Vermögen erbettelt, aber den Sou, den mir die junge Marquise gab, „en haba ich mir aufgehoben, weil ihr Lächeln ihn zu Gold gemacht.“

Mit 17 Jahren heiratete sie den schlanksten Kava-

Beherrschung - Dominio di sà

(Macon)



„Donnerwetter, ja, wenn ich das Weib nicht grundsätzlich verachten würde müßte ich mir im Einzelfalle sagen: Paulchen, du bist sinnlich!“

„Per Bacco, se io per massima non disprezzassi la donna, dovrei pure, in singole caso, dire a me: Paoluccio, sei sensuale!“



„So, so, De Gaulle ist Ihr Name. Na, machen Sie mal Offerte, Junger Mann!“

Il viaggiatore venuto dalla Francia: „Ah così, così . . . Voi Vi chiamate De Gaulle? Ebbene, giovanotto, fatemi dunque delle offerte!..“



„Wie schön ist's doch, von der Natur eingerahmt, zu baden!“
„Siehst du, und Fritz findet ein Schlüsselloch den schönsten Rahmen!“

Questione di pureres: „Oh, come è bello prendere il bagno entro la cornice della natura!„
„Ma vedi, Fritz invece è del parere che la più bella cornice sia un buco della chiave!„

lier der Königin, Hyacinthe hieß er. Aber er fiel nach drei Jahren in langes Siechtum. „Nun ist meine Jugend vorbei“, sagte sie und pflegte ihn mit zitternden Händen, lächelnd, bis er starb. Als sie nach Mon Mirail als Herrin zurückkehrte, war ihr Lächeln wie ein Goldgrund, auf dem eine liebliche, erfahrene Traurigkeit stand.

*

Wenige Jahre später, sie war gerade dreißig, kam der Aufbruch von Paris bis in die Provinz. Eines Tages brach ein brüllender Haufe in das Schloß ein, zerschlug Spiegel, venezianische Leuchter und Fayencen, und tausend reizende Dinge wurden wertlos unter den plündernden Händen. Neben dem kockelten goldnen Hahn der Wetterfahne sah schon der rote Hahn und schlug schaurig die Flügel. Nun wollten sie ans Morden gehen — da fiel die Marquise mitten unter die Horde, bewaffnet nur mit ihrem Lächeln, das unnahbar und voll Verachtung war. Sie sah über die Gesichter hinweg (auch das des Dieners Jacques war darunter), in denen beim Feuersehen alles gemeine Lächeln flackerte: das der Gier, die plündern will, was sie nicht brauchen kann, des Neides, der niederbrennen will, was er nicht stehen kann und das der Grausamkeit, die nur zu morden gekommen ist. Indessen, vor dem Lächeln der Marquise ließen sie Fäuste und Waffen sinken und ihre Gesichter wurden dümm. Sie ging hinaus durch Qualm und Niedertracht. Draußen wartete der alte, getreue Charles mit dem Reisewagen. Den Weg in die Fremde beleuchtete sein weithin wie eine Fackel der Brand von Mon Mirail.

Am nächsten Abend hielt Karl in einer kleinen Stadt vor der „Goldenen Kugel“. Der Wirt kam heraus, stemmte vor Devotion, mit dicken silbernen Knöpfen an der Weste und einem berusmäßigen Lächeln, aber dessen Beflissenheit ging sogleich in Herablassung über, als er hörte, die vornehme Frau sei auf der Flucht. „Wir haben schon mehr solche Obdachlose“, sagte er zu Charles, „aber wenn Sie gut zahlen, soll ihr Geld nicht viel weniger wert sein, als anders.“

Am nächsten Abend, wieder in einem anderen Gasthaus (schon in Deutschland), fand Charles die Marquise im Bett sitzend, mit aufgestützten Armen. Der Mond zog eine silberne Linie um ihr feines Profil und glänzte in zwei großen Tränen, die ihr aus den Augen tropften. Ihr erstarrtes Lächeln war tröstlos, hoffnungslos.

„Nom de chien...“, fluchte Charles und es war

ihm, als ob er entweder mühen müßte oder irgendjemandem aus die Ohren schlagen. — Plötzlich lief er in die Remise, brachte vorsichtig auf dem Wagen ein Paket, stellte es heimlich im Zimmer ab, und als es gerade vom Turm 10 Uhr geschlagen, hörte man zittrig und zärtlich in silbernem Getöse: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, tang, plang“. Die Marquise horchte und ihr Lächeln blühte wieder auf. „Charles“, flüsterte sie, „Mon Mirail...“ Dann schlummerte sie ein wie ein Kind, und der treue Karl setzte seinen Stuhl auf die Schwelle und schlief Wache vor der Tür seiner Marquise.

Zuletzt landete sie im Schloß eines entfernten Verwandten der Marquise, des Grafen P. Die alte Gräfin war zwar gestorben und herrschte nur noch aus einem stattlichen Bild von der Wand herunter. Aber die beiden Herren, Vater und Sohn, eilten herzu, der Cousine aus dem Wagen zu helfen: es sei ihnen eine hohe Ehr, sagten sie. Da blieb sie nun und ging durch die feierlich dunklen Räume und saß unter den alten Eichen im Park, das den Eichhörnchen zu und übe sich zu sagen „Aischörnchen“. Bis sie die Sprache des Landes verstand, verständigte sie sich mit der Sprache des Lächelns. Diese Sprache ist einheitlich über Europa (erst das orientalische Lächeln ist mehr als nur ein fremder Dialekt). Diese Sprache hat keine Grammatik, aber sehr viele Vokabeln, und es sind da viel weniger Mißverständnisse möglich.

Die beiden Herren suchten sie zu unterhalten. Einmal erklärte ihr der Vetter mit Überzeugung, daß er die Frauen zwar verehere, selbstverständlich, aber keine für Frauen keine Zeit habe. Er werde deshalb niemals heiraten, bestimmt nicht, wahrscheinlich nicht. Er sei jetzt mit seinen 36 Jahren auch viel zu alt dazu. Der Onkel eröffnete ihr, er fühle sich noch gar nicht so alt. Aber sei Erfahrung und Sicherheit. Man müsse eigentlich erst alt werden, um zu wissen wie man richtig jung zu sein hätte. Er würde unter Umständen sogar noch einmal heiraten. Eine zweite ruhige Ehe, im Lächeln der Abendsonne usw. Die Marquise erzählte das wieder dem Jungen. „Ich verstehe den alten Herrn nicht“, sagte der ärgerlich.

„Ihr Vater meint, er verstehe Ihre n Standpunkt nicht, lieber Vetter. Ich aber verstehe Ihre beiden Standpunkte“, sagte die Marquise und lächelte...

Die Spieluhr mit dem klinkernden Manuett hatte man übrigens im Kaminzimmer aufgestellt. Dahin kam die junge Frau manchmal um die volle Stunde und hörte Versonnen, wie es spielte: „un désir“ und so weiter... Ein eigentliches Wort für Heimweh gibt es im Französischen nicht.

*

allerlei Lächeln beobachtet hatte. Da war das Lächeln des Cardinals, geistlich glatt und herzlich hart, — ein Marmorlächeln. Oder das eines lieben alten Vicomte, das diskret und höflich selbst da alles verzieh, wo es gar nicht über zu nehmen gab. Oder das eines Obersten aus großem Haus, der es auf seinem schargeschlittenen Gesicht wie eine Maske trug, ein seine Gedanken zu verbergen (böse Dinge sagten: seine Gedankenlosigkeit). Dann das einer Hofmeisterin, wie ein Schmuck aus unechten Steinen, und das gefährliche einer Dame, deren Beruf Schönheit war: das war wie ein Lasso oder ein vergittertes Pleil. Und die Hofmaler nicht zu vergessen: die hatte ein verschnitztes und (pardon) verschnitztes Lächeln, das irgendetwas an Hammeifisch und Holzpatzoffeln erinnerte.

Der alte Herr erzählte von dem servilen Lächeln, das sich gleichsam zum Teppich macht, und dem glühigen, das den Menschen gehen hilft. Manch junge Dame gab es, deren Lächeln der eigenen Schönheit als geputzter Herold voranschritt, und manchen alten Herrn, bei dem es befallsamend seinen medianten Bemerkungen nachfolgte. Und dann, natürlich, das überhebliche Lächeln, das Wohlwollen wie Trinkgeld verteilte, und jenes alltägliche der großen Welt, — aufgelegt wie Rouge, abends verstärkt, und morgens erneuert. „Lächeln“, schloß der alte Herr, „kann abweisend sein wie eine hohe geschlossene Tür, oder hinterhältig wie eine Falltür, oder lauernd wie eine Hintertür. Und Ihres, Cousine, ist der Lichtechein aus einem heißen Herzen. Es gehört so zu Ihnen...“

„Wollen wir noch ein wenig reiten?“ fragte die Marquise. „Sie sitzen so gut im Sattel!“

Sie ritten im Schritt. Der Wald leuchtete... — Als der Vetter von der Reise zurückkam, trug er das neue Lächeln immer noch und es wurde immer heller, als er der Marquise entgegen ging. Wie wenn eine Hoffnung aufgeht.

Der alte Herr sah dieser Szene zu — mit einem Lächeln, das dem Sohn die schönsten Wünsche vererbte, für die er keine Verwendung mehr hatte. Wie wenn eine Hoffnung untergeht.

So ward aus Anfang und Untergang ein neuer Tag. „Und genau in diesem Augenblick“, fiel Frau Dorette ein, „begann klinkernd und beziehungsreich die alte Spieluhr: „un désir un soupir un sourire, ting, tang, plang“.

„Ach, du kannst die Geschichte wohl schon?“ fragte Julius.

„Etwas“, lächelte sie, „etwas vom Lächeln der Marquise weiß doch jede richtige Frau.“

ABEND IM DORF

Auf der alten, schöngelbten Brücke
zieht die Herde in die Gassen ein.
Somme, daß sie alle Dächer schmücke,
Reicht noch dar den umerschöpften Schein.

Helles Hämmern aus verschwärzter Schmelde
schmettert prahlend in den starken Pfeil.
Doch in einem zart gewagten Liede
Singt ein ander Herz dem Abend Preis.

Willig tauchen in den Schlag die Tauben
Und der Hahn kehrt heim mit Kampfesdredt.
Nur die Kinder wollen noch nicht glauben,
Daß der Tag schon ganz zu Ende sei.

Schatten fließen kühlend von den Hügel.
Alles sich zum Schlaf nun rüsten mag.
Schwalben, die den Turm hoch überfliegen,
Künden einen neuen Schögen Tag.

HERMANN SENDELBACH

Eines schönen Tages stand der Vetter ernst und prächtig in der Halle, kurz vor der Abfahrt zu einer Gesandtschaftsreise. Ein guter Ruf ging ihm voraus, und ein Wagen voll Akten folgte ihm. Sein palmenbestickter Rock war frisch vom Schneider, seine guten Manieren Generationen alt, seine französische Ausprache aus dem Lande selbst bezogen — „aber etwas fehlt noch, Vetter“, sagte die Marquise.

Er rückte am Jabot und am Ordensband — „nein, höher“ — er faßte an die hohe Stirn — „nein, tiefer. Das Lächeln fehlt, das undurchdringliche, unerschütterliche, unwiderstehliche Lächeln des Diplomaten. Ich habe Angst vor feierlichen Diplomaten.“

„Ich werde mich bessern, Cousine“, sagte er und lächelte nun auch.

Sie sah ziemlich lange dem Wagen nach. — Als sie ein paar Tage später mit dem Onkel durch den Park ging, kam der auf das Lächeln in allen Ländern zu sprechen. Ähnlich wie man großen Sängerinnen von schönen Stimmen erzählt, die man sonst wohl gehört. Und dabei sprach er fast ausschließlich von seinen jungen Jahren, wo er auf seiner Cavalliersreise am Hofe von Versailles

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückell)



„Aber“, sagte ich zu Herrn Spronz, der mir, als ich ihn gestern nach Jahr und Tag wieder einmal traf, einen Vortrag über das Gift Nikotin hielt, „Sie waren doch selbst ein leidenschaftlicher Raucher.“

„Ich habe mir das Rauchen abgewöhnt“, antwortete er.

„Und das ist Ihnen so leicht gelungen?“ sagte ich beschämt über meinen sichtlich Mangel an Energie.

„Was ist mir übriggeblieben?“ erwiderte Herr Spronz ehrlich. „Jetzt, in einer Zeit wo einem kein Mensch mehr eine Zigarette anbietet!“ H. K. B.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 89 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 87, Brienlfach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foltzlic München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreis: Einzelnummern im Monat RM 2.00. — Die unveränderten Änderungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegend. — Nachdruck verboten. — Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



„Look here, Dady, unsere Boys haben einen schönen Bombenangriff auf München gemacht!“

„München — München? Ah, jetzt erinnere ich mich. Das war doch die Stadt, in der ich meinen Regenschirm verwechselt habe?“

Babbitt bene informato: Look here, Dady, i nostri Boys hanno fatto un bel bombardamento su Monaco!“

„Monaco? ... Monaco? ... Ah, adesso mi ricordo; è la città, dove o scambiato il mio ombrello?“